



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lux, Joseph Aug.: Der rote Rausch. I. : die Hand Gottes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Eug

I.

Die Hand Gottes



Es war die Zeit, von der der Prophet verkündete: „Es werden die Berge triefen von Most und in Milch die Hügel schwimmen, und das Joch der Arbeit wird von jedem genommen sein!“

Das Geschmetter des Winzerhorns, ein gelber Messingvogel, hing in der blauen Luft über den schwellenden Bergen.

Man rüstete zum Weinlesefest. So groß war der Segen, daß die ältesten Leute sich nicht einer solchen lastenden Fülle entfinnen konnten.

So groß war er, daß den Winzern bang vor Freude wurde. Das Glück warf einen Schatten voraus, die Lebenslust schien furchtbefallen; ein Seher deutete den Segen als übles Zeichen. Seine Stimme erhob sich in dem dionysischen Jubel der Weinlese. Der Ruf des Schicksals? Die Geburt der Tragödie?

Es war der blinde Joachim, den die Leute seines Ortes als Propheten verehren. Die Haut liegt pergamentartig um seine riesigen Knochen, er hält das Gesicht aufwärts, als ob er beständig in die Sonne schauen würde. Er hat so viel gesehen und weisagt aus der Vergangenheit die Zukunft. Scharen von Kindern und Weiber sind um ihn her. Er soll sagen, ob dieser Weinsegen auch in den kommenden Jahren bestehen und demnach der einstige Reichtum wieder aufblühen werde.

Der Alte erhebt die Hand und ruft mit sonnenwärts gewendetem Antlitz: „Die Flüsse und Bäche und Brunnen werden rot fließen, rot vom roten Blut! Alles Blut!“

„Das wird der Wein sein, der rote Wein, Joachim!“ riefen die Leute zugleich.

Und auf all diesen sanft gereihten Hügeln schlief der junge Wein, von Blätterfingern behütet, von der warmen Herbstsonne auf die rot und röter werdenden Wangen geküßt, und von den sanften Winden geschaukelt, die von dem nahen blauen Meer geschickt waren, und von den leise murmelnden Wellen der Flüsse und Bäche eingesungen, die mit silbernen Füßen in den Talsfurchen hinuntersprangen.

Und das rote Blut der Erde stieg in die Wangen des jungen, stirnbekränzten Weingottes, der sich reckte und streckte, sich die Augen rieb und auf diesen wohligen Hügeln wie auf weichen Pfühlen erwachen wollte.

Der süße Rausch!

Noch liegt er glühend und gefangen in den fest verschlossenen Kelchen, die dicht nebeneinander all die Gänge hinauf und hinab gereiht sind, und er blickt mit hunderttausend Nebenaugen traumhaft in die Welt. Bald, aber bald wird er seine Wände sprengen und die Herzen der Menschen erfüllen mit Kraft, Begeisterung, Glück, mit all dem namenlosen Glück, das noch geheimnisvoll und verheißend auf allen diesen Höhen leuchtet.

Weinlesezeit!

Tausende von Arbeitshänden kribbeln zwischen den Weinstöcken, aber es ist, wie der Prophet gesagt hat, das Joch der Arbeit von allen genommen. Denn was sonst Arbeit heißt als Last und Lebensmühe, ist um diese Zeit verwandelt in

Spiel, in Freude und Jauchzen. Was sonst unter Stöhnen und Fluchen geschah, heute geschieht es unter Singen und Jubeln.

Und so schmettert nicht nur der gelbe Vogel des Winzerhorns tagaus und tagein über die fruchtrtragenden Hügel, sondern es steigen auch die Verchen der Fröhlichkeit und jubeln von allen Höhen herab. Das Lachen treibt sein neckisch anmutiges Versteckenspiel, bald stötet es da, bald dort, und schließlich ist es an allen Ecken und Enden lebendig, denn kein Laut in der Welt kann ein so vielstimmiges Echo erwecken, wie gerade dieses göttliche Lachen.

Der Süden Frankreichs! Wenn der liebe Gott gut leben will, dann lebt er dort, wo der Most von allen Hügeln rinnt.

Der Herbst kam diesmal nicht als härtebeiziger Geselle, der mit dem Rehrbesen das Land auslegt, daß Staub und dürre Blätter wirbeln und der Himmel rasch den grauen Wolfenvorhang zuzieht, damit nicht der Rehricht gegen das reine Gehäuse aus Gold und Lapislazuli flöge. Nein, nein! Der Herbst war diesmal verwandelt, und er kam als liebe Frau, in den strahlenden, blauen Mantel gehüllt, und hob die durchsichtige Hand, aus der goldene Strahlen niederflossen, hob diese unirdisch zarte Hand, den schwellenden Leib der Mutter Erde zu segnen.

Damit das Böse nicht Macht gewinne, stieg der gute, alte Pfarrer Lemire, so beschwerlich es für ihn auch schon war, im geistlichen Ornat den Berg hinauf, die Frucht am Stock kirchlich zu weihen und dem Schöpfer ein Dankgebet unter freiem Himmel darzubringen. Unter einem von vier knöchigen Männern getragenen Baldachin aus schmutzig weißer, verschliffener Seide mit goldgestickten Sternen und Bouillonfransen, die stellenweise schwärzlich geworden waren, humpelte er mühselig empor, gefolgt von singenden und betenden Frauen und Männern aus dem Dorfe, die mit Windlichtern und wehenden Kirchenfahnen einen langen, wimmelnden Zug bildeten. Und wo sie zogen, hielten die Weinbergleute in ihrer fröhlichen Arbeit inne, falteten die Hände und sanken für einen Augenblick in das tiefe, tiefe Nichts ihrer Andacht. Dann aber ging das Scherzen und Lachen wieder fort, vermischte sich mit dem Bimbin der von Ministrantenbuben eifrig geschwungenen Klingeln und mit dem frommen Gesang der alten Weiber, Kinder und Greise. An der Spitze des Zuges wurde das Bild des Gekreuzigten getragen, der da gesagt hatte: „Dies ist mein Blut, dies ist mein Fleisch!“ Und neben den glockenschwingenden Ministrantenbuben waren andere, die als wichtige Helfer der Heiligkeit silberne Weihrauchfäßchen schlangen, und aus diesen stiegen Wölfehen von Amethyst empor, empor, empor bis hinauf an die blaugoldenen Säulen des Himmels, der das Weihgeschenk mit gnädigen Händen aufnahm.

Man mußte dankbar sein, man mußte sehr dankbar sein! Wie viele Jahre war es her, daß ein solcher Segen wie diesmal nicht über die Hügel geflossen war! Es waren nicht sieben magere Jahre, es waren ihrer vielleicht doppelt so viele, da die Not auf diesen Bergen thronte und in den Dörfern als scheuer, unheimlicher Gast sich an den Herd schlich, das Brot mit Tränen zu salzen und den traumschweren Mohrkranz des Schlafes von den Stirnen der Kampfesmüden zu reißen. War es nicht in diesen schweren Zeiten, da die Mutter Sorge die tiefen Kummerfalten in das Antlitz der ringenden Menschen grub, eine eindringliche Schrift, die noch nicht verlöscht war? Man brauchte nur das Antlitz des wackeren Marcellin oder des braven Francillon zu sehen, die in diesen Tagen der Heimsuchung als Apostel

gewirkt haben, um zu wissen, wie groß die Heimsuchung war. Man braucht nur in den verhärmten Gesichtern der Profession zu lesen, um die Geschichte der vergangenen Tage zu lesen. Nun aber waren sie von Freude verklärt, und die Vergangenheit warf keinen stärkeren Schatten als die Erinnerung an einen überstandenen bösen Traum.

Der wackerere Marcellin!

War er nicht der Heiland jenes Volkes, das im gesegneten Midi vom Wein lebte? War es nicht er, der das Wunder bewirkt und den Hügeln ein neues Blühen und Fruchttragen geboten hatte, nach den langen Jahren der Armut, da sich die Erde wie eine geizige Faust verschloß und die alte, heilige Gottesgabe versagte? Eine furchtbare Krankheit wütete in dem dunklen Schoß, die Phylloxera, und man mußte blutenden Herzens zusehen, wie die kraftstrotzenden Wangen der Weinhügel faßl wurden und schweres, unheilvolles Siechtum über diese Erde verhängt war. Um das Leben zu fristen, mußten die Weinbauern zu einem verruchten Mittel greifen: sie fingen an, den schal und gehaltlos gewordenen Nebensaft mit Zucker und anderen Beigaben zu verschönern und die Gabe Gottes zu verfälschen. Eine Sünde, eine schwere Sünde, aber der Himmel wird sie verzeihen! Sühne? Der Herr hat dem Volk die Sühne bereits auferlegt. War doch trotz aller saueren Müß der versüßte Wein auf das Zehntel des früheren Preises gesunken, daß er kaum mehr die Kosten deckte und der Mensch im Schweiß seines Angesichts immer nur den Abgrund grub, der ihn verschlingen mußte. Aber da brachte Marcellin eine Rebe, die weit über das Meer kam, und diese Rebe schlug Wurzeln, trieb Blätter und Blüten und wuchs wie ein Baum und brachte Trauben hervor, wie sie einst nur im Lande Kanaan gesehen worden. Und er rüttelte das in Verzweiflung, in fruchtlosen Bittgängen und ohnmächtigen Verwünschungen hindämmernde Volk aus der Hoffnungslosigkeit auf, scheute nicht Opfer und Mühe, trug gelassen Spott und Haß, den sein unbequemer Fanatismus erweckte, aber er ruhte nicht, bis seine Landsleute ein gleiches taten und der Segen von neuem auf allen Höhen reifte und Glück, Glück in alle Herzenswinkel leuchtete.

Wie Jesus auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa, so hatte hier Marcellin Wasser in Wein verwandelt.

Seil, wackerer Marcellin! Seil!

Unten im Winzerstädtchen Perpignan war das Fest der fröhlichen Arbeit bereits in vollem Gange. Das Rathaus auf dem schönen, von Platanen bestandenen Platze gegenüber der Kirche war besetzt, die Tore standen weit offen, und wer mitten in der strahlenden Sonne stand, konnte das Herz der dunklen Kirche sehen, den Altar, auf dem sieben silberne Leuchter brannten und Kränze von Blumen und Früchten hingen. Auf dem Weingut Marcellins, einem alten barocken Schloß, und den benachbarten Häusern ging es lebhaft her, schwere Bauernstiefeln schritten über den marmornen Estrich, die schöne junge Jeanne, Marcellins Tochter, schenkte aus schweren braunen Krügen den kommenden und gehenden Winzerleuten die Gläser voll Wein; alle Leute, selbst Krämer und Handwerker taten an der fröhlichen Geschäftigkeit und an den Vorbereitungen zum Festabend eifrig mit. Die einen befestigten farbige Lampions in den offenen Hallen, andere banden grüne Buschen und schwere Trauben an ein vorgerichtetes Lattenwerk, da und dort wurden Instrumente gestimmt, groteske Masken geprobt, und zwischendurch stapften

die bacchantischen Scharen der Winzer mit roten, von Traubenblut triefenden Händen, die köstliche Last auf dem Rücken, die weiten Bottiche zu füllen, endlose Züge übermütiger, weinlaubgeschmückter Götterföhne und Faune, die den rauschbeseelten Tag des Dionysos feiern.

Es war kein Tag, den Kopf hängen zu lassen, dennoch hatte der junge Gaston einen Wermuttropfen in seinen Freudenbecher getan. Er drückte sich von der Arbeit, trieb sich mehr als nötig war um die schöne Jeanne herum und hatte bei aller aufgepeitschten Lustigkeit mit Anwandlungen von Nüchternheit und Schwäche zu kämpfen.

Aber wer sich in der Lage des jungen Gaston befand, hatte ein Recht, diesen Glückstag mit Wehmut zu genießen. Es war doch für ihn ein Abschiedsfest, für ihn, der die Heimat verlassen sollte, um ein fernes, unbestimmtes, mit blauen Sehnsuchts Händen winkendes Glück zu suchen. Die Heimat verlassen, jetzt, wo sich alles, alles zum Guten wendete und selbst die langbegehrte Liebe aus den Augen der schönen Jeanne knospete? Und alles, was er sah und was ihm begegnete, liebte seine Seele und hielt ihn mit unsichtbaren Händen fest. Sich loszureißen war schwer und bedurfte eines herben männlichen Entschlusses. Es war selbst schwer, in diesen Augenblicken nicht weinerlich zu werden. Aber Gaston fühlte die Kraft der stolzen Männlichkeit in sich, er schlug sich mit der Hand vor die Brust und sagte: „Ha, Gaston wird sich nicht beugen lassen! Herz, schweig still, mein Herz! Der starke Gaston!“

Das Fest konnte nicht eher beginnen, bevor nicht die kirchliche Feier vorüber war, die eine Art von stimmungsvoller Einleitung des fröhlichen Abends war. Noch lag die Sonne vor der Kirchentür, da schwankte die Prozession aus den Weingärten wieder herunter und füllte den Platanenplatz vor der Kirche mit farbigem Leben, daß er aussah wie ein Blumenbeet.

Der gute Pfarrer Lemire bestieg die offene steinerne Kanzel an der Außenseite der Kirche und sprach zum versammelten Volk.

Er redete mit Engelszungen wie der Prophet, der da verkündet: Siehe, es kommt die Zeit, daß man gleich ackern und ernten, und zugleich keltern und säen wird; und die Berge werden von süßem Wein triefen, und alle Hügel werden fruchtbar sein. Er verglich den Weinstock mit der Hand Gottes, die aus der Erde hervorstachse, um einen Labetrunk, den Trunk der ewigen Jugend, der verlangenden Menschheit darzureichen. Die Hand Gottes, solange verschlossen, hätte sich nun wieder weit geöffnet den Segen ausfließen zu lassen, daß davon die Keltern und die Fässer überließen und der Strom über das Land fließe, nach den großen Städten, wo die Menschen danach dürsten, aus diesen mystischen Quellen zu trinken. Und wer krank und gebrechlich sei, der würde neues Leben daraus schöpfen, und wer schwach und zaghaft sei, der würde neuen Mut gewinnen, und wer mit Maß die Gabe genosse, der würde die Gnade des hohen Alters erlangen.

Aber hinter den Geschenken Gottes stehe der Verführer, der die Herrschaft über diese Welt gewinnen möchte. Wer Mißbrauch mit den Himmels Gaben treibe, werde sein Unheil aus ihnen schöpfen. Der werde aus den heiligen Brunnen der Schönheit und Weisheit, in denen statt Wasser Wein fließt, Gift trinken, statt Stärke Schwäche erlangen, statt Klugheit Torheit, statt Liebe Zwietracht, statt Begeisterung Gewalttat, statt Glück Unheil, statt Seligkeit des ewigen Lebens nur bitteren Tod. Aber der Gott, der den Weinstock pflanzen lehrte und der wollte, daß dieses Blut der Erde als Symbol

der ewigen Kraft in den Nebeln aufsteige wie in silbernen Röhren, der hätte der Menschheit eine ungeheure Gnade erweisen wollen. Und um diese Gnade zu erhöhen, habe er die langen Jahre der Heimsuchung geschickt, wo die heiligen Brunnen des Weins versiegt waren, damit man die Gnade des neuen Segens wieder ermessen und in der rechten Demut empfangen werde. Nun fließe der Reichtum von allen Hügeln, und die Freude käme mit ihm über alle Menschen, die an diesem Gute teilhaben und die nicht genug von diesen Gaben erlangen können, um sie weiter und weiter zu geben.

Die Weihe der Worte war in die ehrfürchtigen Seelen geflossen, daß sie noch eine Weile in andächtigem Schweigen verharrten, als der Pfarrer längst geendet hatte und von der Kanzel verschwunden war. Allmählich löste sich die Starrheit, die Menge kam in Fluß, alle fühlten sich rein und froh wie Kinder und durften sich auf einen heiteren Abend freuen. Denn vom Anhören einer Predigt bekommt man Hunger und Durst.

Jetzt, wo noch die Spannung auf den Gesichtern lag, sah man, wie ähnlich die Menschen hier einander sind. Kinder und Greise ganz ähnlich! Irgendwie gehörten alle zusammen, verknüpft durch lange, lange Verwandtschaftsfäden, die ihren Erinnerungen so viel beziehungsreichen Stoff geben. Alles will erzählen, alles pflegt ein geheimnisvolles Gärlein von überlieferten Geschichten, überwuchert von den Wunderblumen der Ahnungen und den giftigen Blumen des Aberglaubens. Hinter jedem Fenster, in jedem Treppenwinkel wacht das Schicksal.

Auch Joachim hat die Predigt angehört, aber er schüttelt verneinend den Kopf. Die Menge umringt ihn. Er ist ein Greis von weit über hundert Jahren, so alt, daß er selbst sein Alter nicht mehr kennt. Er will erzählen. Der Faden reißt immer wieder ab. Er reiht Fernes und Nahes stückweise aneinander, eine sinnlose Verworrenheit, die aber zuletzt doch einen gewissen Rätselsinn bekommt.

Eigenfinnig beharrt er auf seiner Prophezeiung und wiederholt immer wieder: „Rotes Blut! Nicht Wein! Alles rot von Blut!“

Was doch der Alte schwägt! Er hat einmal eine Zeit gesehen und oft von ihr erzählt, da sich tatsächlich die Bäche und Brunnen mit Menschenblut gefüllt haben. Ein großes Morden war ausgebrochen, dem der Greis als Kind zugehört hatte. Die große Revolution! Aber mehr als hundert Jahre sind darüber vergangen, man kennt das Geschehnis nur vom Hörensagen und aus Büchern. Was soll also die alte Mär? Der Alte ist geistig wieder in seine Kindheit zurückgefallen, und darum wohl tritt der furchtbare Eindruck seiner ersten Jugend wieder so stark vor seine Seele. Die einen lachen über den kindischen Alten und spotten seiner Schwäche, die anderen aber wollen darin eine Weissagung erblicken. War es nicht derselbe früh erblindete Joachim, der schon vor zwanzig, dreißig Jahren verkündet hatte: Es werden Sicheln vom Himmel fallen, und die Weinstöcke auf den Bergen werden, an der Wurzel getroffen, umsinken wie todmüde, schnittreife Ähren?

Alter Narr! Willst du krächzen wie ein Unglücksrabe?!

Blaue Schattenringe lagen mit einemmal um die Sonnenaugen der traumhüptigen Wein Hügel, und Schatten fielen in manche Gemüter, die stark und zähe waren in schlimmen Zeiten und schwachherzig und furchtsam, wenn der Segen mit allzu schweren Lasten niederströmte.

„Will der Prophet sagen, daß den Göttergeschenken nicht zu trauen sei? Blinder Seher, erkennst du den Tod, diesen hohlhängigen Schurken, der in der Weinlaube, auf den schwangeren, lebenspendenden Hügelu sitzt? Oder meinst du, daß das Verderben in der verführerischen Gestalt leichtgeschürzter Mädchen komme und daß das Unheil die Rosenwangen des Glücks als täuschende Maske wähle? Altweibergeschwäg!“ So sprachen die Zweifler.

„Wer denkt ans Sterben, wenn sich der Himmel öffnet und alle Wonneu niederstürzen?“ So sprach die Jugend.

* * *

„Freut euch des Lebens, ihr Freunde,“ rief der übermütige Gaston; „he, Musik! Und Wein her, diese Trübsalpläßer zu ersäufen! Freut euch des Lebens! Musik!“

Das Echo antwortete mit feurigen Zungeu von den Hügelu, aus den Kellern, aus den Herzen, aus allen Baggeigeu, die am Himmel hingen, aus allen Flöteu, die sonst einsam und liebeskrank zum Steinerweicheu jammerten, aus Geigeu, die jubelten und weinten, aus Messinghörnern der Winzer, die grell und zackig melodeiteu, aus Kehlen, die zu kräheu anfangen, gröhleud, grunzend, piepsend, grob, überfein, und in diesem menschlicheu Hühnerhofgeschnatter manche wirkliche Singstimme, die wie ein metalleneu Bächlein durch die töuende Luft rann. Weinrote Winzerhände flogeu in die Höhe und klatschteu im Takt, plumpe Beine mit erdigen Bauernstiefelnu wurdeu leicht und graziös und tanzteu zierliche Figureu. Alles drehte sich im Kreis, und die sinkende Sonne, die trunkeueu Hügel, die Häuser, die Bäume, die Kirche, das Rathhaus, die ganze Welt drehte sich mit.

Nur der hagere rechnende, grübelnde Marcellin drehte sich nicht im Ringelspiel. Er war in ernste, schwere Geschäfte vertieft. Ein paar Fremde wareu hier, die er den lieben langen Tag umhergeführt von Weinland zu Weinland, von Kellerei zu Kellerei, die Vorräte zu schätzeu, ihreu Wert zu berechnen, die Preise zu bestimmen, den Verkauf für die ganzeu vereinigteu Winzer zu bewerkstelligen. Es wareu die Herren Makler aus Paris, die mit habgierigeu, kritischeu und zugleich ablehneudeu Mienen umhergingen, wenig spracheu, spöttisch lächelteu und mit geringschätzigeu Gebärdeu antworteteu, während Marcellin sich in Worteu überstürzte, beteuerte, vorrechnete, anpries, drohte, beschwor und zu verzweifeln schien.

Die Herren Makler! Das wareu ja die Sendlinge der großeu, unbegreiflicheu Geldmacht, die über Sein und Nichtsein gebot und die nun ihre Diener und Helfer geschickt hatte, diese rubinroteu, kostbareu Blutstropfeu der Erde mit Gold aufzuwiegeu. Sie wareu längst erwartet worden, auf daß sie dieseu grüneu Hügelu, denen der Herbst nun eine goldene Rüstung verlieheu, aus Dufateu geschmiedet, denn soviel war die Ernte wert! Und man rechnete dabei mit alteu, mächtigeu Preiseu aus der frühereu guteu Zeit, ohne Bucher: Fünfzig Franken pro Sekto!

„Mit nichts, ihr Herren Winzer!“ Und die knöcherne, filzige, gierig zupackende Hand jener erbarmungsloseu Macht schrieb eine Zahl hin, die vor den Augeu des armeu Marcellin wie ein Todesurteil in flammendeu Zügeu an dem heiter blauen Himmel aufzuckte: „Fünf Franken pro Sekto!“

Jesuu trieb die Wechsler und Makler aus den Vorhöfeu des Tempels, weil sie Bucher trieben mit den heiligeu Gaben und das Volk zum Darbeu brachteu, dieweil die Schatzkammern der Natur in Reichtümern überfloßeu. Marcellin war

versucht zu tun, wie es in der Bibel erzählt wird, aber er war nicht Jesus, sondern er war Marcellin, der Bevollmächtigte seiner Winzergenossen. Er fuhr mit erregten Händen durch seinen blauschwarzen, von Silberfäden durchrieselten Bart und schrie: „Fünfundvierzig zum Letzten!“

Und die anderen erwiderten kalt und geschäftsmäßig: „Fünf zum Letzten!“
„Dann möge ihn das Meer saufen!“

Und ein gleichgültiger Ton entgegnete: „Dann möge ihn das Meer saufen!“

Marcellins tiefliegende, dunkellodernde Augen fuhrten hilfessuchend im Kreise herum bis an den Horizont, als erwarteten sie, daß dort die große, unsichtbare Wage des Sittengesetzes, die über der Weltordnung schwebt, wild aus ihrem Gleichgewicht fahren, der Himmelswagen der Erde auf seiner Ewigkeitsfahrt schwanken und krachen würde, in Gefahr, aus den Fugen zu gehen, und die Donner aus dem Schlafe geweckt wild umherschlagen.

Aber die Luft lächelte, die Hügel lächelten über und über mit roten Traubenlippen, das blaue Himmelsauge lächelte, das Weinbergvolf tanzte und jauchzte, alles atmete tiefen Frieden und vergißmeinnichtseliges Glück.

„Freut euch des Lebens!“ Gaston sah tief ins Glas, und er schaute darin Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Vergangenheit machte ihn weinerlich, die Gegenwart machte ihn streitsüchtig, und die Zukunft machte ihn ausschniderisch. „Gaston ist ein verfluchter Kerl, Gaston ist kein Stubenbocker, Gaston geht in die weite Welt, Gaston läßt nicht spaßen mit sich, Gaston wird ein reicher Mann, draußen, wo die Gärten seiner Träume blühen, in dem großen schönen Paris, wo mancher arme Bursche sein Glück gemacht hat, Gaston braucht nur zuzugreifen, Gaston, Gaston, Gaston!“

Der alte Joachim fuchtelte mit den Fingern in der Luft und lallte: „In Paris — — kein solcher Wein wie dieser! Kunstwein, Fabrikat, Schwindel, Gift. Pfui!“ und er spuckte aus mit der Grimasse des Ekels, als ob er schon bei dem Wort Kunstwein einen üblen Geschmack auf die Zunge bekommen hätte.

Die Kameraden spotteten, Gaston wurde zornig, aber ein Mütterchen humpelte herbei, zog mit sanfter Gewalt den willenlos Folgenden beiseite: „Se! Gaston, mein Junge! Ist das Haus nicht schön, sind die Stuben nicht hoch, ist das Binnen nicht weiß, hast du nicht hier deine Ordnung und dein Behagen? Und ist die junge Jeanne nicht gut zu dir, ein liebes, braves Kind? Überall ist es gut, aber zu Hause ist es am besten. Die fortzogen, sind meistens verdorben und gestorben. Bleib hier!“

Der heldenhafte Gaston wollte flennen.

Ein Jugendfreund, der treue Leon, trat zu ihm und redete auf ihn ein: „Was willst du dort? Hier sind die Wurzeln des Wachstums. Hier ist die Treue; Freund, du darfst den Bund nicht brechen!“

Und sie tranken zusammen, und es wollte dem guten Gaston dünken, als schüge das Herz des Weins im Glase, und als täte dieses Herz den Mund auf und spräche: „Ich bin die Wahrheit. Eine reinere, echtere findest du nirgends als hier. Ich bin die Begeisterung, die Quelle aller großen und schönen Dinge. Aus mir trinkst du die Kraft, die Größe, das Glück, die Liebe; was willst du da draußen? Dort ist alles Lug und Trug!“

(Fortsetzung folgt.)